

Je knurriger der Hotzenplotz, desto größer der Spaß

Keine Zeit, keine Lust, kein Talent: Nur acht Prozent aller Väter lesen ihren Kindern abends vor – das muss anders werden / Von Arne Ulbricht

Abends wird bei uns vorgelesen. Wie in Millionen anderen Familien auch. Nach dem Zähneputzen und dem üblichen Theater im Bad springt mein siebenjähriger Sohn aufs obere Bett des Stockbetts, während sich meine Tochter unten neben mich setzt und mit einem klassischen Dreijährigentonfall, der keinen Widerspruch duldet, sagt: „Zwei Bücher!“

Dann knallt sie mir die Bücher (zum Beispiel „Grüffelo“ und eine „Conny“-Geschichte) hin und merkt nicht, dass ich mir zu den Bildern nur ein paar Sätze ausdenke oder lediglich den jeweils ersten Abschnitt vorlese. Dass ich das mache, liegt nicht daran, dass ich keine Lust oder keine Zeit habe. Es liegt daran, dass ich es kaum erwarten kann, meinem Sohn vorzulesen. Denn mein Sohn und ich machen daraus immer eine Party, und ich lese so lange, bis meine Tochter tief und fest eingeschlafen ist.

Rein statistisch gesehen bin ich übrigens eine Frau, genauer gesagt: eine Mutter. Laut einer repräsentativen Kinderbefragung zum Vorleseverhalten der Eltern, die von der Zeit, der Stiftung Lesen und der Deutschen Bahn 2008 organisiert wurde, sind es die Mütter, die vorlesen. In 73 Prozent der Familien nehmen sich ausschließlich die Mütter abends die Zeit. In elf Prozent lesen die Eltern gemeinsam vor. Aber nur acht von hundert Vätern erklären das Vorlesen für sich zur Chefsache. Andersherum formuliert klingt es noch beschämender: 92 Prozent der Väter lesen ihren Kindern gar nicht oder wenn überhaupt im Wechsel mit der Mutter vor. Offensichtlich schockiert von den Ergebnissen wurde daraufhin die Umfrage „Warum Väter nicht vorlesen“ in Auftrag gegeben. Die Ergebnisse sind ernüchternd, deprimierend und peinlich. Und vor dem Hintergrund, dass Väter schichtübergreifend immer häufiger die zwei Vätermonate nehmen, ist die dramatische Unlust vorzulesen vollkommen verständlich.

Ich bin auch ein Vater. Und ich gehöre zu den acht Prozent. In den zurückliegenden vier bis fünf Jahren habe ich vor allem meinem Sohn an mindestens 1000 Abenden im Schnitt eine halbe Stunde vorgelesen. Fünfhundert Stunden. 21 Tage ununterbrochen.

Dass Vorlesen Frauensache sei, ist meist ein Alibi, um noch eine Runde im Internet zu surfen

Ich halte mich keineswegs für die Super-Nanny unter allen Vätern, die beachtlich, mit erhobenem Zeigefinger irgendwelche moralischen Ich-Botschaften zu verschicken. Bei uns ist es nun einmal so, dass ich mich generell um die Kinder kümmere. Und das tue ich nicht aus irgendeiner genetischen Veranlagung heraus, sondern weil ich ein schlechtes zweites Staatsexamen habe. Deshalb werde ich immer nur als Vertretungslehrer eingesetzt. Meine Frau wiederum war beruflich stets deutlich erfolgreicher als ich. Also kümmere ich mich um die Kinder, arbeite nebenbei in Teilzeit und schreibe hin und wieder ein Buch. Als Vater taue ich, das gebe ich zu, oft nur bedingt. Ich bin zum Beispiel auf fürchterliche Weise ungechuldig. Wenn ein Kind stürzt und heult, sage ich: Steh' auf, war nicht schlimm.

Aber ich lese vor. Hätte mir vor kurzem jemand gesagt, dass ich eine Ausnahme sei, ich hätte es nicht geglaubt. Doch dann bekam ich die oben erwähnte Studie in die Hände. Auf die Frage, warum sie ihren Kindern nicht vorlesen, hatten die Väter unter anderem geantwortet: 1. Die Zuständigkeit liegt bei der Mutter. 2. Keine Zeit. 3. Vorlesen macht mir keinen Spaß (Frauen können besser vorlesen).

Ich schüttelte den Kopf und begann ad hoc Kommentare zu formulieren:

Zu 1. Blödsinn! Die Zuständigkeit für das „natürliche“ Stillen, die liegt zweifelsohne bei der Mutter. Aber nicht die Zuständigkeit für das Vorlesen.



Laut einer repräsentativen Befragung sind es die Mütter, die ihren Kindern vorlesen. Nur acht von hundert Vätern erklären das Vorlesen für sich zur Chefsache. Doch vor dem Hintergrund, dass Väter schichtübergreifend immer häufiger die zwei Vätermonate nehmen, ist die dramatische Unlust vorzulesen vollkommen verständlich. Foto: Ocean / Corbis

Zu 2. Nun gut, es kann nicht jeder Lehrer in Teilzeit sein. Aber wenn ein Vater erst um sieben von der Arbeit kommt, also mit Verlaub: Gerade dann sollte er vorlesen.

Zu 3. Ach so. Ja, kann sein, dass es da den einen oder anderen gibt. Aber in den meisten Fällen ist das doch nur ein bequemes Alibi, um sich abends früher vor die Glotze setzen oder noch eine Runde ungelesen im Internet surfen zu können. Darüber zu jammern, wie öde das Vorlesen ist, ist mit Sicherheit noch einfacher, als die Verantwortung dafür zu delegieren. Aber anstatt es sich so einfach wie möglich zu machen, könnte man sich ja alternativ anstrengen beim Vorlesen, das heißt: Das Vorlesen sportlich als Herausforderung betrachten. Und die Anstrengungen, das garantiere ich, werden reich belohnt: Denn je knurriger man den „Hotzenplotz“ liest, desto mehr Spaß bringt es einem selbst.

Ich versuche zu vermeiden, dass mein Sohn Filme sieht, die nicht für sein Alter

bestimmt sind. Bei Büchern ist das ganz anders. Die Lawine aus Büchern, die nicht für sein Alter bestimmt sein sollen, hat meine Frau ins Rollen gebracht. Mein Sohn war gerade drei Jahre alt, als sie ihm mehr so aus Spaß aus den „Kindern aus Bullerbü“ vorgelesen hatte. Er sagte immer bloß: „Weiter!“ Am Ende hatte sie ihm dreißig Seiten vorgelesen. Am Stück. Dann las ich, mein Sohn war inzwischen vier geworden, irgendwann „Der Räuber Hotzenplotz“ vor (Thalia-Altersempfehlung: ab 6-7), es folgten weitere Preußler-Klassiker („Das kleine Gespenst“, „Der Wassermann“), „Jim Knopf“ (ab 8) und die Sams-Geschichten (die Bände 1 und 2 ab 8, die späteren Bände ab 10). Dann wurde er fünf, und ich versuchte es mit Astrid Lindgrens Spätwerk („Michel“, „Pippi“, die Lotta- und die Bullerbügeschichten hatten wir schon durch).

Was ich nun erlebte, war eine Steigerung all dessen, was ich zuvor hatte erleben dürfen: Es war, als hätte Astrid

Lindgren uns in die von ihr erschaffenen Welten entführt. Eine Folge davon war, dass ich meiner Frau engduldig „verbot“, in unser Vorlese-Idyll einzugreifen (eigentlich liest auch sie gern vor). „Ronja“ und mehr noch „Die Brüder Löwenherz“ (beide ab 10-11) sind zeitlose Meisterwerke. Das Kinderzimmer verwandelte sich am Abend für Abend in unser persönliches Nangijala. Warum hat Astrid Lindgren eigentlich nie den Nobelpreis für Literatur erhalten? Sie hat tausendmal mehr für die Verbreitung von Lesefreude getan als neunzig Prozent aller Nobelpreisträger zusammengerechnet.

In der Studie wird aufgelistet, was das Vorlesen alles fördert. Aber die Erkenntnis, dass durchs Vorlesen unter anderem die Sprachentwicklung, die Phantasie und die Konzentration gefördert werden, ist ungefähr so erstaunlich wie die Erkenntnis, dass Obst gesund ist. Und dass das Vorlesen so viele Fähigkeiten fördert, ist ja auch schön und gut. Aber genau genommen ist es das Letzte, woran

ich denke, wenn ich zum Buch greife. Nein, ich denke vor allem an das Gefühl der Freiheit, das mich durchströmen wird, sobald ich das Kinderschlafzimmer betrete und mich mit einem Buch in der Hand aufs untere Bett setze. Denn ich weiß, dass ich eine wohlthuende Zeit lang frei von all den Zumutungen bin, die der Alltag mit sich bringt.

Ich entwickle auch keinen Plan B, wie es mir doch noch gelingen könnte, das eine oder andere nebenbei zu erledigen. Mich also wieder mit Alltäglichem zu stressen. Ich rufe nebenbei nicht heimlich E-Mails ab oder verschicke eine SMS. Ich packe nicht meine Sachen für den folgenden Tag. Ich decke nicht den Tisch fürs Frühstück oder räume die Spülmaschine aus. Die Möglichkeit einer unauffälligen Zweitverwertung ziehe ich überhaupt nicht in Betracht. Denn während man liest, kann man nichts anderes tun. Und genau das ist das Einzige am abendlichen Vorleseritual. Eine halbe Stunde lang gibt es nur das jeweilige

Buch, das Kind und den Vorleser, sonst nichts. Es entsteht eine tägliche Nähe, die man bei anderen Aktivitäten so nicht findet. Ich jedenfalls nicht.

Im Rückblick ist es erstaunlich, dass mein Sohn und ich mit den „Brüder Löwenherz“ unseren Zenit noch nicht erreicht hatten. Denn zum wirklichen Ausnahmezustand gerieten unsere Abende erst, als wir uns von Nangijala verabschiedeten, um eine Reise in eine andere Phantasiewelt anzutreten. Eine Welt, in der mein Sohn derart tief versunken ist, dass es nicht immer einfach ist, ihn wieder zurückzuholen.

Sollte mein Sohn an meinem sechzigsten Geburtstag eine Rede halten, dann wird er vielleicht sagen: Papa hat ja oft genervt und geschimpft, aber er hat mir jahrelang abends vorgelesen. Erinnern wird er sich – es ist mir fast schon peinlich – aber erinnern wird er sich vor allem an die Abende, an denen ich „Harry Potter“ vorgelesen habe. Ich hatte den ersten Band vor Jahren gelesen und den zweiten Band nach ein paar Kapiteln verwundert abgebrochen. Für mich waren das Kinderbücher, und ich hatte nicht verstehen wollen, weshalb sich auch die Erwachsenen darum rissen. Aber dass in den „Harry Potter“-Bänden eine sichtlich-magische Magie steckt, der man sich als Kind und Jugendlicher nicht entziehen kann, werde ich nie wieder anzweifeln.

Die „Harry Potter“-Bände sind mit Ausnahme der ersten beiden Bände und des letzten Bandes (ab 10) für Kinder ab zwölf Jahren empfohlen. Mein Sohn war gerade sechs geworden, als wir unsere Reise nach Hogwarts antraten. Schnell

Eine selige halbe Stunde lang gibt es nur: das Buch, das Kind und den Vater – sonst nichts

kannte er sich in der Potter-Welt aus. Schon bald wirbelte er Zaubersprüche herum durch die Wohnung. Auch für den Vorleser ist Harry Potter in vielerlei Hinsicht ein rauschartiges Spektakel und zugleich eine ungewöhnliche Herausforderung (das ausführende Personal, zahllose Zaubersprüche, eigenartige, sprechende Kreaturen). Man kann sich an diesem Text geradezu austoben. Ich versuche zum Beispiel, die Quidditch-Szenen mit atemloser Stimme wie ein Radiomoderator vorzulesen. Keine Ahnung, ob ich das gut mache. Aber irgendwie scheint es zumindest mein Sohn authentisch zu finden. Er verhält sich wie ein Fußballfan im Stadion. Er feuert Gryffindor an und jubelt, wenn Harry den Schatz fängt.

Wenn meine Frau nach unserer Lese-session noch zum Gute-Nacht-Sagen kommen soll, wird sie von unserem Sohn erwartet und mit Infos über den Fortgang der Handlung überflutet. Alles muss aus ihm raus. Sie findet es manchmal übertrieben. Und sie war dagegen, dass ich ihm nach Lektüre der Bücher immer die Filme gezeigt habe. Das werde ich in Zukunft auch unterlassen, denn den „Gefangenen von Askaban“ hat er nicht verkräftet.

Jetzt haben wir den „Feuerkelch“ durch. Das Buch hat 780 Seiten. Meinem Sohn wäre es aber vollkommen egal gewesen, wenn es 7000-Seiten gehabt hätte. Schlimm war eigentlich nur, dass es überhaupt geendet hat. Jetzt habe ich meinem Sohn eine Harry-Potter-Pause verordnet. Er muss mal runterkommen vom Harry-Potter-Planeten. Wir hatten so wissens nach jedem Band ein anderes Buch gelesen. Dieses Mal habe ich ihm jedoch gesagt:

„Du, wir lesen jetzt erst mal ein paar andere Bücher, bevor wir den Orden des Phönix lesen!“

„Wie viele denn?“

„Keine Ahnung, sechs ... oder acht.“

„Ach so, nur sechs oder acht, das ist kein Problem.“

Arne Ulbricht, geboren 1972, lebt in Wuppertal, wo er als Lehrer in Teilzeit arbeitet. Nebenbei schreibt er Romane und Erzählungen.

Je knurriger der Hotzenplot

Keine Zeit, keine Lust, kein Talent: Nur acht Prozent aller Väter lesen ihre

Abends wird bei uns vorgelesen. Wie in Millionen anderen Familien auch. Nach dem Zähneputzen und dem üblichen Theater im Bad springt mein siebenjähriger Sohn aufs obere Bett des Stockbetts, während sich meine Tochter unten neben mich setzt und mit einem klassischen Dreijährigentonfall, der keinen Widerspruch duldet, sagt: „Zwei Bücher!“

Dann knallt sie mir die Bücher (zum Beispiel „Grüffelo“ und eine „Conny“-Geschichte) hin und merkt nicht, dass ich mir zu den Bildern nur ein paar Sätze ausdenke oder lediglich den jeweils ersten Abschnitt vorlese. Dass ich das mache, liegt nicht daran, dass ich keine Lust oder keine Zeit habe. Es liegt daran, dass ich es kaum erwarten kann, meinem Sohn vorzulesen. Denn mein Sohn und ich machen daraus immer eine Party, und ich lese so lange, bis meine Tochter tief und fest eingeschlafen ist.

Rein statistisch gesehen bin ich übrigens eine Frau, genauer gesagt: eine Mutter. Laut einer repräsentativen Kinderbefragung zum Vorleseverhalten der Eltern, die von der *Zeit*, der Stiftung Lesen und der Deutschen Bahn 2008 organisiert wurde, sind es die Mütter, die vorlesen. In 73 Prozent der Familien nehmen sich ausschließlich die Mütter abends die Zeit. In elf Prozent lesen die Eltern gemeinsam vor. Aber nur acht von hundert Vätern erklären das Vorlesen für sich zur Chefsache. Andersherum formuliert klingt es noch beschämender: 92 Prozent der Väter lesen ihren Kindern gar nicht oder wenn überhaupt im Wechsel mit der Mutter vor. Offensichtlich schockiert von den Ergebnissen wurde daraufhin die Umfrage „Warum Väter nicht vorlesen“ in Auftrag gegeben. Die Ergebnisse sind ernüchternd, deprimierend und peinlich. Und vor dem Hintergrund, dass Väter schichtübergreifend immer häufiger die zwei Vätermonate nehmen, ist die dramatische Unlust vorzulesen vollkommen unverständlich.

Ich bin auch ein Vater. Und ich gehöre zu den acht Prozent. In den zurückliegenden vier bis fünf Jahren habe ich vor allem meinem Sohn an mindestens 1000 Abenden im Schnitt eine halbe Stunde vorgelesen. Fünfhundert Stunden. 21 Tage ununterbrochen.

Dass Vorlesen Frauensache sei,
ist meist ein Alibi, um noch
eine Runde im Internet zu surfen

Ich halte mich keineswegs für die Super-Nanny unter allen Vätern, die beabsichtigt, mit erhobenem Zeigefinger irgendwelche moralischen Ich-Botschaften zu verschicken. Bei uns ist es nun einmal so, dass ich mich generell um die Kinder kümmere. Und das tue ich nicht aus irgendwelchen romantischen Vorstellungen.



mai so, dass ich mich generell um die Kinder kümmere. Und das tue ich nicht aus irgendeiner genetischen Veranlagung heraus, sondern weil ich ein schlechtes zweites Staatsexamen habe. Deshalb werde ich immer nur als Vertretungslehrer eingesetzt. Meine Frau wiederum war beruflich stets deutlich erfolgreicher als ich. Also kümmere ich mich um die Kinder, arbeite nebenbei in Teilzeit und schreibe hin und wieder ein Buch. Als Vater taue ich, das gebe ich zu, oft nur bedingt. Ich bin zum Beispiel auf furchterregende Weise ungeduldig. Wenn ein Kind stürzt und heult, sage ich: Steh' auf, war nicht schlimm.

Aber ich lese vor. Hätte mir vor kurzem jemand gesagt, dass ich eine Ausnahme sei, ich hätte es nicht geglaubt. Doch dann bekam ich die oben erwähnte Studie in die Hände. Auf die Frage, warum sie ihren Kindern nicht vorlesen, hatten die Väter unter anderem geantwortet:

1. Die Zuständigkeit liegt bei der Mutter.
2. Keine Zeit.

3. Vorlesen macht mir keinen Spaß (Frauen können besser vorlesen!)

Ich schüttelte den Kopf und begann *ad hoc* Kommentare zu formulieren:

Zu 1. Blödsinn! Die Zuständigkeit für das „natürliche“ Stillen, die liegt zweifelsohne bei der Mutter. Aber nicht die Zuständigkeit für das Vorlesen.

Zu 2. Nun gut, es kann nicht jeder Lehrer in Teilzeit sein. Aber wenn ein Vater erst um sieben von der Arbeit kommt, also mit Verlaub: Gerade dann sollte er vorlesen.

Zu 3. Ach so. Ja, kann sein, dass es da den einen oder anderen gibt. Aber in den meisten Fällen ist das doch nur ein bequemes Alibi, um sich abends früher vor die Glotze setzen oder noch eine Runde ungestört im Internet surfen zu können.

Darüber zu jammern, wie öde das Vorlesen ist, ist mit Sicherheit noch einfacher, als die Verantwortung dafür zu delegieren. Aber anstatt es sich so einfach wie möglich zu machen, könnte man sich ja alternativ anstrengen beim Vorlesen, das heißt: Das Vorlesen sportlich als Herausforderung betrachten. Und die Anstrengungen, das garantiere ich, werden reich belohnt: Denn je knurriger man den „Hotzenplotz“ liest, desto mehr Spaß bringt es einem selbst.

Ich versuche zu vermeiden, dass mein Sohn Filme sieht, die nicht für sein Alter

bestimmt sind. Bei Büchern ist das ganz anders. Die Lawine aus Büchern, die nicht für sein Alter bestimmt sein sollen, hat meine Frau ins Rollen gebracht. Mein Sohn war gerade drei Jahre alt, als sie ihm mehr so aus Spaß aus den „Kindern aus Bullerbü“ vorgelesen hatte. Er sagte immer bloß: „Weiter!“ Am Ende hatte sie ihm dreißig Seiten vorgelesen. Am Stück. Dann las ich, mein Sohn war inzwischen vier geworden, irgendwann „Der Räuber Hotzenplotz“ vor (Thalia-Altersempfehlung: ab 6-7), es folgten weitere Preußler-Klassiker („Das kleine Gespenst“, „Der Wassermann“), „Jim Knopf“ (ab 8) und die Sams-Geschichten (die Bände 1 und 2 ab 8, die späteren Bände ab 10). Dann wurde er fünf, und ich versuchte es mit Astrid Lindgrens Spätwerk („Michel“, „Pipi“, die Lotta- und die Bullerbügeschichten hatten wir schon durch).

Was ich nun erlebte, war eine Steigerung all dessen, was ich zuvor hatte erleben dürfen: Es war, als hätte Astrid

Lit
We
da
in
ge
un
(be
ke
Al
Ne
eig
tu
fü
tar
trä
.
Vo
nis
die
un
de
Er
da
för
ge



Plotz, desto größer der Spaß

an ihren Kindern abends vor – das muss anders werden / Von Arne Ulbricht



Laut einer repräsentativen Befragung sind es die Mütter, die ihren Kindern vorlesen. Nur acht von hundert Vätern erklären das Vorlesen für sich zur Chefsache. Doch vor dem Hintergrund, dass Väter schichtübergreifend immer häufiger die zwei Vätermomente nehmen, ist die dramatische Un-

Buch, das Kind und den Vorleser, sonst nichts. Es entsteht eine tägliche Nähe, die man bei anderen Aktivitäten so nicht findet. Ich jedenfalls nicht.

Im Rückblick ist es erstaunlich, dass mein Sohn und ich mit den „Brüdern Löwenherz“ unseren Zenit noch nicht erreicht hatten. Denn zum wirklichen Ausnahmezustand gerieten unsere Abende erst, als wir uns von Nangijala verabschiedeten, um eine Reise in eine andere Phantasiewelt anzutreten. Eine Welt, in der mein Sohn derart tief versunken ist, dass es nicht immer einfach ist, ihn wieder zurückzuholen.

Sollte mein Sohn an meinem sechzigsten Geburtstag eine Rede halten, dann wird er vielleicht sagen: Papa hat ja oft genervt und geschimpft, aber er hat mir jahrelang abends vorgelesen. Erinnern wird er sich – es ist mir fast schon peinlich –, aber erinnern wird er sich vor allem an die Abende, an denen ich „Harry Potter“ vorgelesen habe. Ich hatte den ersten Band vor Jahren gelesen und den zweiten Band nach ein paar Kapiteln verwundert abgebrochen. Für mich waren das Kinderbücher, und ich hatte nicht verstehen wollen, weshalb sich auch die Erwachsenen darum rissen. Aber dass in den „Harry Potter“-Bänden eine süchtigmachende Magie steckt, der man sich als Kind und Jugendlicher nicht entziehen kann, werde ich nie wieder anzweifeln.

Die „Harry Potter“-Bände sind mit Ausnahme der ersten beiden Bände und des letzten Bandes (ab 10) für Kinder ab zwölf Jahren empfohlen. Mein Sohn war gerade sechs geworden, als wir unsere Reise nach Hogwarts antraten. Schnell

Eine selige halbe Stunde lang
gibt es nur: das Buch, das Kind
und den Vater – sonst nichts

kannte er sich in der Potter-Welt aus. Schon bald wirbelte er Zaubersprüche rufend durch die Wohnung. Auch für den Vorleser ist Harry Potter in vielerlei Hinsicht ein rauschartiges Spektakel und zugleich eine ungewöhnliche Herausforderung (das ausufernde Personal, zahllose Zaubersprüche, eigenartige, sprechende Kreaturen). Man kann sich an diesem Text geradezu austoben. Ich versuche zum Beispiel, die Quidditch-Szenen mit atemloser Stimme wie ein Radiomoderator vorzulesen. Keine Ahnung, ob ich das gut mache. Aber irgendwie scheint es zumindest mein Sohn authentisch zu finden. Er verhält sich wie ein Fußballfan im Stadion. Er feuert Gryffindor an und jubelt, wenn Harry den Schnatz fängt.

Wenn meine Frau nach unserer Lese-session noch zum Gute-Nacht-Sagen kommen soll, wird sie von unserem Sohn erwartet und mit Infos über den Fortgang der Handlung überflutet. Alles was aus ihm raus. Sie findet es manch-



nenmen, ist eine dramatische Unlust vorzulesen vollkommen unverständlich.

Foto: Ocean / Corbis

München, Bayern, Deutschland Seite 14

ganz die llen, Mein s sie dern agte e sie Am r in- wann Thag- ten leine „Jim hten Bän- l ich pät- und wir eige- e er- strid

Lindgren uns in die von ihr erschaffenen Welten entführt. Eine Folge davon war, dass ich meiner Frau endgültig „verbot“, in unser Vorlese-Idyll einzugreifen (eigentlich liest auch sie gern vor). „Ronja“ und mehr noch „Die Brüder Löwenherz“ (beide ab 10-11) sind zeitlose Meisterwerke. Das Kinderzimmer verwandelte sich Abend für Abend in unser persönliches Nangijala. Warum hat Astrid Lindgren eigentlich nie den Nobelpreis für Literatur erhalten? Sie hat tausendmal mehr für die Verbreitung von Lesefreude getan als neunzig Prozent aller Nobelpreisträger zusammengerechnet.

In der Studie wird aufgelistet, was das Vorlesen alles fördert. Aber die Erkenntnis, dass durchs Vorlesen unter anderem die Sprachentwicklung, die Phantasie und die Konzentration gefördert werden, ist ungefähr so erstaunlich wie die Erkenntnis, dass Obst gesund ist. Und dass das Vorlesen so viele Fähigkeiten fördert, ist ja auch schön und gut. Aber genau genommen ist es das Letzte, woran

ich denke, wenn ich zum Buch greife. Nein, ich denke vor allem an das Gefühl der Freiheit, das mich durchströmen wird, sobald ich das Kinderschlafzimmer betrete und mich mit einem Buch in der Hand aufs untere Bett setze. Denn ich weiß, dass ich eine wohltuende Zeit lang frei von all den Zumutungen bin, die der Alltag mit sich bringt.

Ich entwickle auch keinen Plan B, wie es mir doch noch gelingen könnte, das eine oder andere nebenbei zu erledigen. Mich also wieder mit Alltäglichem zu stressen. Ich rufe nebenbei nicht heimlich E-Mails ab oder verschicke eine SMS. Ich packe nicht meine Sachen für den folgenden Tag. Ich decke nicht den Tisch fürs Frühstück oder räume die Spüle aus. Die Möglichkeit einer unauffälligen Zweitzeitverwertung ziehe ich überhaupt nicht in Betracht. Denn während man liest, kann man nichts anderes tun. Und genau das ist das Einzigartige am abendlichen Vorleseritual. Eine halbe Stunde lang gibt es nur das jeweilige

erwartet und mit Infos über den Fortgang der Handlung überflutet. Alles muss aus ihm raus. Sie findet es manchmal übertrieben. Und sie war dagegen, dass ich ihm nach Lektüre der Bücher immer die Filme gezeigt habe. Das werde ich in Zukunft auch unterlassen, denn den „Gefangenen von Askaban“ hat er nicht verkraftet.

Jetzt haben wir den „Feuerkelch“ durch. Das Buch hat 780 Seiten. Meinem Sohn wäre es aber vollkommen egal gewesen, wenn es 7000 Seiten gehabt hätte. Schlimm war eigentlich nur, dass es überhaupt geendet hat. Jetzt habe ich meinem Sohn eine Harry-Potter-Pause verordnet. Er muss mal runterkommen vom Harry-Potter-Planet. Wir hatten sowieso nach jedem Band ein anderes Buch gelesen. Dieses Mal habe ich ihm jedoch gesagt:

„Du, wir lesen jetzt erst mal ein paar andere Bücher, bevor wir den Orden des Phönix lesen!“

„Wie viele denn?“

„Keine Ahnung, sechs . . . oder acht.“

„Ach so, nur sechs oder acht, das ist kein Problem.“

Arne Ulbricht, geboren 1972, lebt in Wuppertal, wo er als Lehrer in Teilzeit arbeitet. Nebenbei schreibt er Romane und Erzählungen.